



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neuere schwäbische Dialektdichtung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sie hat sogar Friedrich dem Großen sein Prädikat gestrichen und nur gestattet, daß er der „zweite“ genannt werde. Das ist doch albern!“ Am 14. März 1822 in den Tagen der begeisterten Parteinahme für Webers „Freischütz“ gegen Rossini schreibt Costenoble: „Sophie Schröder besuchte mich heute und teilte mir mit, daß mein Gedicht an Weber die Zensur nicht passire, weil ein Vorbeer darin vorkommt und man in Wien diesen Ehrenzweig für den Tondichter des Freischütz zu hoch halte. O Jammer! Noch mehr! Ifflands Bild, nach dem Berliner Originale kopiert, wurde hier nur ohne Adlerorden zugelassen. Armseliger Zustand!“



Neuere schwäbische Dialektdichtung.



Die Dialektdichtung hat sowohl in Beziehung auf den Stoff als auf die Form ihre Grenzen. Ihr Hauptgebiet ist das der Genre-malerei, der Idylle, nach der heitern wie nach der ernsten Seite, das eigentliche Haus- und Familienleben, Gemüt und Herz. Niemand wird von ihr epochemachende Werke verlangen mit neuen, großen Gedanken, die auf die Gesamtentwicklung des geistigen Lebens eines Volkes oder gar auf die Weltliteratur von bestimmendem Einfluß würden. Fritz Reuter ging in der Wahl seiner Stoffe vielleicht bis an die äußerste Grenze, aber er wußte wohl, daß er diese nicht durchbrechen konnte. Große weltbewegende Ereignisse kann die Dialektdichtung immer nur fragmentarisch, einseitig, in ihren Reflexen auf das kleine Leben ihrer Helden darstellen.

Es ist eine ihrer psychologischen Begründung nach hochinteressante, fast allgemein feststehende Annahme, alles Dialektische müsse humoristisch sein. Eigentümlicherweise ergibt sich bei einer nähern Untersuchung wenn auch kein „muß,“ so doch die Thatsache, daß in unsrer gesamten Dialektdichtung der Humor eine weitaus gewichtigere Rolle spielt, als in unsrer hochdeutschen Litteratur, wo er selbst in Lustspielen oft genug die bedenklichste Zurücksetzung erfährt. Seine Haupterklärung findet dieser Umstand eben in dem auf das privatere Leben bezogenen Stoffgebiete der Dialektdichtung. Namentlich gäng und gäbe war das erwähnte Vorurteil, wenn man so will, eine Zeitlang dem schwäbischen und bairischen Dialekt gegenüber, gerade als ob der Sprache dieser Leute für Leid und Ernst überhaupt kein rechter Ausdruck gegeben wäre. Was insbesondere das Schwäbische anbelangt, so kann man oft, auch im Lande selbst, Äußerungen

hören, wie etwa die: was in ihm zu Worte komme, sei derb und ungeschlachtet; ja es vermöge überhaupt keine feinern Töne anzuschlagen. Ein flüchtiger Blick auf die schwäbische Dialektliteratur gestattet auch dieser Behauptung leider nur allzuviel Berechtigung, so daß man wahrlich versucht sein könnte, zu fragen, ob denn volksmäßig und roh ein und dasselbe sei. Die meisten Autoren suchen das Charakteristische des Schwäbischen in seinem Ungeschliffenen und Unfeinen; ähnlich wie der sogenannte moderne „Realismus“ voll Selbstverkenning alle Wahrheit nur im Schmutzigen und Gemeinen nicht allein sucht, was noch als Irrtum zu entschuldigen wäre, sondern wirklich zu finden glaubt. Zum Glück haben wir jedoch auch Dichter, die edlerer Natur sind, die Kern geben statt bloßer Schale und keine Mühe scheuen, das Volk auch in seinem verborgensten Gemüts- und Seelenleben zu belauschen und zu verstehen. Ein solcher ist zunächst, um einen Seitenblick auf verwandte Dialekte zu thun, Karl Stieler. Seine Bauern sind sehr oft derb genug und verleugnen nirgends ihre gesunde Natürlichkeit, sind aber nie taktlos und halten stets auf Sauberkeit. Sie deshalb „Salonbauern“ nennen zu wollen, wäre durchaus ungerechtfertigt. Und doch ist dies ein Vorwurf, der allen Autoren gemacht wird, die als echte Dichter durch ihre Kunst sich selbst und ihr Volk zu heben trachten. Auch J. P. Hebel mußte sich seinerzeit sagen lassen, seine allemannischen Gedichte seien schön und gut und herzgewinnend, aber — nur nicht wirklichen Volkscharakters! Man begriff nicht, wie Hebel so vornehm thun könne, und bestritt seinen Schwarzwäldern, seinem Hans, seiner Brene, seinem Friedli und andern geradezu das Recht, Schwarzwälder Landleute zu sein. Man meinte, was da ein Bauer sei, das zeige sich nie so frisch gepuht und in so schneeweißen Hemdärmeln, das habe vielmehr Tag für Tag im Schmutze herumzulaufen, ungewaschen und ungekämmt, und dem entsprechend auch in der Poesie. Mit einer solchen Vorstellung verglichen, ließ sich gegen Hebels Gestalten allerdings mancherlei einwenden. Jetzt ist ihm glücklicherweise die verdiente Anerkennung geworden, und mit Recht eben deshalb. Seine Gedichte haben, wie in andre Dialekte, auch ins Schwäbische eine Übertragung gefunden: „Der Hebel in Ulm. Hebels lyrische Gedichte aus dem Allemannischen in die Ulmer Mundart übertragen“ von L. Hafner (Ulm, Gebr. Mübling, 1880). Etwas gewaltthätig bleibt ein derartiges Beginnen immer, doch verdient es trotzdem weitere Beachtung, schon als nicht zu widerlegender Beweis dafür, daß Hebels höhere Auffassung auch im Schwäbischen sehr wohl möglich ist und seine Charaktere hier eine ebenso thatsächliche Wirklichkeit haben.

Vor ungefähr drei Jahren erschien, im Verlage von J. Ebner in Ulm, eine „Sammlung schwäbischer Dialektdichtungen von den Anfängen bis zur Gegenwart“ herausgegeben von Gustav Seuffer und Richard Weitbrecht, unter dem Titel: „'s Schwobaland in Lied und Wort“ (XXXI und 674 S. o. S.). Sie umfaßt eine Reihe von 53 schwäbischen Dialektdichtern von G. N. Weckherlin

(1584—1651) an bis heute. Freilich ist es vielleicht nur, wie wir gleich hinzusetzen müssen, ein halbes Duzend von all diesen Namen, die das Volk wirklich kennt. Die Sammlung ist jedenfalls reichhaltig und verdient in mancher Hinsicht Beifall und ungeteiltes Lob. Die Herausgeber verfahren mit „schwäbischer Gründlichkeit“ und trachteten selbst den Ansprüchen der Wissenschaft gerecht zu werden. Die Anordnung des Ganzen ist die chronologische, der zweite Teil dagegen, unsere zeitgenössische Dichtung, ist möglichst nach der Geographie der einzelnen Dialektabarten in folgender Reihe geordnet: Mittelschwäbisch, Übergang zum Oberschwäbischen, Oberschwäbisch, Lechschwäbisch, Schwarzwaldschwäbisch. Hieran schließen sich die Grenzdialekte: Rieserschwäbisch, Hohenzollernschwäbisch und Rheinschwäbisch. Den Beschluß des Werkes bilden schwäbische Volkslieder aller Zeiten und aller Gegenden, die im Volke wirklich lebendig sind und gesungen werden.

Um auf das eingangs Gesagte zurückzukommen, so heißt es in der Vorrede des Buches, die viel Interessantes und wohl Beachtenswertes bietet: „So wenig der Kunsstdichter unbewußt dichtet, ebensowenig dichtet das Volk unbewußt. Beide sind sich darin gleich, daß sie das Bestreben haben, von der Poesie die Vulgärsprache fern zu halten und sich einer höhern Sprache zu befleißigen. Diese höhere Sprache ist für den Dichter aus dem Volke eben die Schriftsprache, im Gegensatz zu dem Dialekt, den er alle Tage spricht.“ So richtig diese Bemerkungen sind, so dünkt uns doch, daß es auch ein Mittleres gebe und daß zwischen Dialekt und Dialekt immer noch ein Unterschied sei, und zwar gerade der hier berührte des Volksliedes, das sich mit veredelter Sprache frei zwischen Vulgärdialekt und Schriftdeutsch stellt. Dem gegenüber sagen die Herausgeber der Sammlung, „daß jede Durchbrechung der einheitlichen Form bei einem Kunstwerke, wie es ja auch das einfachste (schwäbische) Gedicht sein soll, vor dem Forum der Ästhetik dem Gedicht schade, und daß die Forderung an den Dialektdichter bestehen bleibe, des Dialektes so Meister zu sein, daß er nicht zu schriftdeutschen Wendungen seine Zuflucht nehme, wo ihm solche aus dem Dialekt zur Verfügung stehen.“ Sie geben aber selbst zu, daß fast alle schwäbischen Dialektdichter „mit ganz wenig Ausnahmen über diese enggesteckten Grenzen hinausgegriffen haben, besonders da, wo es galt, feinere Saiten des Seelenlebens anzuschlagen.“ Dies findet aber keineswegs auf das Schwäbische allein, sondern auf alle deutschen Mundarten mehr oder weniger seine Anwendung, woraus freilich noch nicht gefolgert werden darf, daß das Volk ein feineres Seelenleben gar nicht kenne. Somit sähe sich ein Dichter jeweils vor die Entscheidung gestellt, entweder reinen Dialekt zu geben mit Beschränkung seines Stoffgebietes auf das Gröbere, Äußere, oder eine „Mischung mit Schriftdeutsch“ ohne diese Beschränkung.

Hebel entschied sich ohne Skrupel für das Letzte; und auch wir räumen seiner Wahl den Vorzug ein, eben im Hinblick auf das Volkslied, das sich nie, auch in seinen freiesten Bewegungen etwas vergiebt. Unbestreitbar hat auch

die Forderung reinen, unvermengten Dialekts ihre gute Wahrheit und gründet sich auf ein nicht ohne weiteres zu verwerfendes, theoretisch richtiges Prinzip. Die Schranken aber, die sich bei einer tatsächlichen Durchführung desselben darstellen, sind doch dergestalt, daß sie dem Dichter nicht bloß jede Individualität rauben, sondern auch seine Poesie allmählich erstarren machen. Sein dichterisches Können wird dadurch völlig unterbunden, er gelangt nie zu einem wirklichen Sich-Ausleben in seiner Poesie, und es bleibt ihm zuletzt nur eine Versifizierung von Anekdoten übrig — kein gerade sonderlich erstrebenswerter Ruhm. Hier hat zugleich die Erklärung der höhergestimmten Sprache des Volksliedes ihren Angelpunkt, indem es eine solche Forderung von vornherein als Verderben erkennt und sich seine eignen Lebensbedingungen schafft. Erhebt sich dagegen der Dichter in Nachahmung des Volksliedes über den Vulgärdialekt, so erschließt er sich eine ungleich voller sprudelnde, unversiegbare Quelle für seine Kunst. Wenn man einwendet, es schade dies einem Gedichte vor dem Forum der Ästhetik, so könnte man doch wohl auch dagegenfragen, zumal im Hinblick auf das Geständnis, daß fast alle Dialektdichter „schriftdeutsche Wendungen“ einmischen: wo da am Ende der Fehler liege, wenn Theorie und Praxis nicht zu einander stimmen? ob nicht vielleicht in der Ästhetik, wenn sie einen Satz aufstellt, der nicht zu halten ist? — Bemerkte sei, daß in der besprochenen Sammlung aus Fr. Th. Vischers Meisterstück „Nicht Ia“ nur die Franzosenhahneszenen Aufnahme gefunden haben, die im Stücke von ganz epifodischer Bedeutung, aber in mehr bäuerischer Sprache ausgeführt sind.

Wir haben in Schwaben je einen bedeutenderen lebenden Vertreter dieser zwei Richtungen, allerdings mehr in ihren einander zugewandten als abgewandten Seiten. Ihre Namen sind auch außerhalb ihrer schwäbischen Heimat wohlbekannt; es ist Gustav Seuffer, der bereits oben genannte, und Adolf Grimminger. Beide haben auch zu einer zweiten 1886 erschienenen Anthologie „schwäbischer Volksklänge“ von Ferd. Strich-Chapell: „Aus'm Herze“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 192 S.) die gewichtigsten Beiträge geliefert. Die Anthologie selbst ist etwas kritiklos bearbeitet; auch gereichen ihre „vielen Illustrationen“ weder ihr noch dem Geschmacke der Verleger durchweg zur Ehre.

G. Seuffer in seinem Hellauf, Schwobaland! (Stuttgart, F. W. Metzler. 1879. 280 S.) hat manches wirklich vortrefflich gelungene Gedicht, z. B. „Im Moi juhei!“, „Was mag doch dear Bua au wölle?“, „Im Kapelle an der Halbe“, „Mei oi und mei alles“, „Hast du an schöne Schurz net a“, „So viel er m'r g'fai hat“ (nach Klaus Groth). Aber es fehlt ihm doch im großen und ganzen, was Hebels Ruhm ausmacht und was auch Grimminger besitzt: ein feineres Schönheitsgefühl, bei der Wahl seiner Stoffe sowohl, wie bei deren Ausführung. Es hängt dies zweifellos mit dem oben Besprochenen zusammen. Wir lachen bei seinen Gedichten, freuen uns aufrichtig über das eine und andre, vergessen sie aber schnell wieder. Sein Humor ist mehr Witz und mehr körnig,

als frisch und originell; seine Sprache zuweilen abstoßend derb, wo sich ohne große Mühe ein schönerer, ebenso bezeichnender Ausdruck finden ließe. Er feilt wenig, und mancher Vers, oft mit verzweifelt verkrampfter Wendung, verrät sich nur allzu offen als Reimnot oder Flicke — ein Vorwurf, dem doch jeder Dichter möglichst auszuweichen sucht. Das Buch umfaßt drei Abteilungen: „Schnitz und Schnofe“, „Setz gang e ans Brünnele“ und „A Portio Allerloi“. Die zweite Abteilung enthält weitaus das Beste der Sammlung. Es ist wie ein gutes Bild, in mißratenem, verschnörkeltem Rahmen. Ein Gedicht aber wie „Mei Schatz, ihr Leut, hoißt Frieder“, das auch in den „Fliegenden Blättern“ erschien, ist geradezu ein Fleck, um nicht mehr zu sagen. Scuffer besitzt unstreitig ein schönes Talent, seine Poesie aber macht den Eindruck, als ob sie sich gut genug wäre und zufrieden damit, in vergnügter Herrngesellschaft vorgetragen zu werden, während Grimlinger, wie seinerzeit Hebel, beansprucht, im traulichen Kreise der Familie Geltung zu gewinnen. Scuffer ist ganz Realist, mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Schattenseiten eines solchen, während Grimlinger eher Idealist genannt werden kann. Die Sprache Scuffers ist der breite ober-schwäbische Dialekt, wie er in der Gegend von Ulm gesprochen wird und von Seb. Sailer (1714—1777) und Karl Weigmann (1767—1828) in die Litteratur eingeführt worden ist. Als kleine Probe stehe hier: „Der nui Herr Pfarrer“:

Wie gefällt der denn der nui Herr Pfarr? —
 Des ischt mer au der recht! —
 Ach gang doch, Frieder, sei toi Narr,
 Er predigt doch net schlecht! —
 Er ischt halt eba fürchtig klei! —
 Ei! 's Klei' sei' goht in Kauf! —
 Was Kauf! Soll d' Kanzel ausgfüllt sei,
 So ghairt au' Mannschafft auf! —

Grimlinger hat zwei Bändchen Gedichte veröffentlicht. Das eine, *Mei Derhoim*, erschien zuerst 1868 (Stuttgart, Cotta) als Heimatsgruß des Dichters, der damals an der Rotterdamer Oper als Heldentenor thätig war, und nun in fünfter (vermehrter) Auflage ebendasselbst in diesem Jahre. Das andre nennt sich: *Lug' ins Land* und erschien 1873. Man hat Grimlinger vorgehalten: seine Gedichte seien hochdeutsch gedacht und erst beim Niederschreiben schwäbisch geworden. Mit Unrecht. Seine Sprache ist allerdings nicht die des Bauern. Es ist, wenn man will, Stuttgarter Mundart, oder wie sie der Dichter selbst in seiner Vorrede zu „*Mei Derhoim*“ bezeichnet, mittelschwäbisch. „Die ersten Familien Stuttgarts, sagt er, sprechen zu Hause und unter Freunden schwäbisch, aber dies Schwäbisch verhält sich zu dem des Bauern wie Hochdeutsch zum bloßen Dialekt. Wer es wagt, schwäbisch zu dichten, ist umsomehr gehalten, zur feinern Nuance zu greifen, als die derbere, wenn sie nicht mit außerordentlichem Takt behandelt wird, wir müssen es gestehen, leicht ins Widerliche, Gemeine fällt. Wenigstens muß, wenn letztere gewählt wird, der Zusammenhang

genügende Bürgschaft geben, daß gewisse Grenzen nicht überschritten werden. Wenn es dem gebildeten Schwaben unter den Seinen recht wohl ist, steigt er gerne vorübergehend zu der breitesten Form herunter, aber da ist eben durch freien Humor verbürgt, daß jene Linie geschont wird, und in diesem Sinne habe ich ein und das andre Mal gewagt, auch den derbern Volksmund zum Worte kommen zu lassen. Jedes Mehr darüber hinaus hätte dem guten Geschmacke widerstrebt.“ Wir unsererseits können es Grimlinger nur als Verdienst anrechnen, daß er die Stuttgarter Mundart, die, wie wir einräumen, oft mit hochdeutschen Wendungen vermischt ist, als schwäbische Schriftsprache fordert. Auch Vischer hat sich mit seinem „Nicht Ia“ (Schwäbisches Lustspiel in drei Aufzügen. Stuttgart, Bonz & Cie., 1884) ihr genähert. Nur fordert schon sein Stoff — das Stück spielt in einem Landpfarrhause — eine weniger nach der Stadt neigende, sondern mehr ländliche Färbung der Sprache. Wäre diese auch nur eine Spur breiter, verlöre Pfarrer Klemmle und mit ihm das Ganze unbedingt an ästhetischem Wert. Der Dichter darf nie außer Acht lassen, auch Künstler zu sein, selbst beim größten Realismus, und besonders der Dialektdichter, da seine Sprache nicht den geringsten Zwang kennt, ihm a priori alle Freiheiten gestattet und nicht wie das Hochdeutsche in seiner Darstellung das Dargestellte schon eine Stufe höher rückt. Grimlingers Poesie zeigt, wie die Hebels — wir müssen immer wieder auf diesen Hinweis zurückkommen — ihre Gestalten nicht im Werktagsskleide, sondern im Sonntagsstaat ihres Gemüts, ohne daß ihnen dieser etwa unbequem säße. Allerdings huldigt der Dichter damit einem heute als unmodern und altfränkisch verschrieenen Grundsatz: durch seine Werke nicht sowohl unterhalten und vielmehr erheben und veredeln zu wollen. Seine Gedichte bezwecken eine nachhaltige Wirkung auf das Herz des Lesers, nicht bloß eine im nächsten Augenblicke schon vergessene auf seinen Verstand. Und in der That, man kehrt gern zu seiner einfachen, idyllischen Genremalerei zurück; mit demselben Gefühle, wie man im Sommer aus der Stadt hinaus nach der Natur verlangt, oder wie man wieder einmal eine frische Quelle aus moosigem Waldboden emporsprudeln sieht. Durch treffliche Kompositionen sind viele seiner Lieder über ganz Deutschland hin bekannt, ja beinahe Volkslieder geworden, wenn man mit dem Ausdruck hier nicht allzu genau rechten will, so z. B.: „Du ischt gar a herzig's Wörtle,“ „Neckar und Mosel,“ „Mädele gud' raus,“ „Bhüt' di Gott.“ Das letztere brachte der Verfasser dieses Aufsatzes vor Jahr und Tag selbst einmal mit von Hamburg nach Hause, wo er es an einem schönen Sommerabend in einem Boot auf der Alster hatte singen hören. Enthält „Mei Derhoim“ mehr Stimmungen, so enthält „Lug' ins Land“ mehr Szenen und Bilder. Ein feiner, lieb- und lenzgemuter Humor durchflattert Grimlingers Poesie wie schillernde Schmetterlinge einen Wiesengarten, die bald hier bald da an den duftenden Nelken nippen. Wie fein er den Volkston zu treffen weiß, mögen drei kleine Strophen zeigen: „Hans in Gedanke“:

Hars, was guckst so still für di
 Über 's Brucke'gländer;
 Sag, denkst grad vielleicht an mi,
 Oder machst Kalender? —

Noi', Kalender mach i net,
 Aber denk mit Schmerze,
 Wenn i no de Schlüssel hätt
 Zu me gewisse Herze! —

's schwimmt a Fischle wohl damit
 Zwische Berg und Wange*),
 Und wenn du de Schlüssel witt,
 Muescht halt 's Fischle fange! —

Was zum Schluß die Orthographie betrifft, so herrscht dabei völlige Willkür. Jeder Dichter macht sich seine eigne. Es wäre von unzweifelhaftem Vorteil, wenn in dieser Beziehung ein Zusammengehen erstrebt würde. Auch Wischer, der wohl als erste Autorität Geltung hätte haben sollen, ist nicht durchgedrungen. Grimlinger hat die Orthographie in „Mei Derhoim“ wohl am frühesten etwas zu regeln versucht. Vielleicht ließe sich aber doch eine Einigung erzielen — wenigstens soweit es bei den verschiedenen Lautklängen und Schattirungen der Aussprache überhaupt möglich ist — wenn guter Wille dazu vorhanden wäre. Wir kommen später vielleicht einmal ausführlicher hierauf zurück, ebenso auf die hier nicht berücksichtigte schwäbische Prosadichtung.

*) Zwei Dörfer am Neckar, nahe bei Stuttgart.



Litteratur.

Confucius und seine Lehre. Von Georg von der Gabelenz. Mit Titelbild.
 Leipzig, Brockhaus, 1888.

China kann man nach der Meinung des Verfassers mit mehr Recht confucianisch, als Europa christlich nennen, und so hat sich ihm die gedankenreiche, von großen Gesichtspunkten aus entworfene Charakteristik des Confucius zu einem Charakterbilde des chinesischen Staatswesens in fortlaufendem Vergleich mit der europäischen Kultur ausgeweitet. Für Gabelenz ist Confucius einer der größten Menschen, die je gelebt haben, wenn man die geschichtliche Größe eines Mannes nach der Zeit, dem Raume und der anhaltenden Kraft seiner Wirksamkeit bemessen kann. Confucius beherrscht China seit dem sechsten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag; weder der Buddhismus, noch die Völkerkriege, noch der Mohammedanismus konnten seine Macht im Laufe der Jahrhunderte schwächen, vielmehr haben die zähen Chinesen ihre Eroberer bekehrt. Man darf